



Unsere Romanhelden

Margaret Schlegel

Wenn Beethovens fünfte Sinfonie gespielt wird, hört Margaret die Musik. Nicht den Kontrapunkt, in dem sich ihr versponnener Bruder Tibby verheddert, nicht die Helden und Schiffsunglücke, in denen sich ihre Schwester Helen verliert, sondern das Kunstwerk, als Ganzes und in seinen Teilen. Henry Wilcox hingegen, der Mann, den Margaret einige Zeit nach dem Sinfoniekonzert in der Queen's Hall heiratet, obwohl man ihn eher bei Hammelrücken im Restaurant Simpson's antrifft, hört vermutlich nur etwas sehr Lautes und Deutsches. Denn E. M. Forsters „Howards End“, 1910 erschienen, spielt im England König Edwards VII., in dem man Beethoven und Brahms gibt, einen Krieg mit Deutschland aber für immer wahrscheinlicher hält, vor allem dann, wenn man so denkt wie Henry, tüchtig, praktisch, aber beschränkt, mit festen Vorstellungen von der Natur der Dinge, ohne auf die Idee zu kommen, dass die beständige Rede vom Krieg ihn wahrscheinlicher machen könnte.

Margaret heiratet, während das Empire floriert, London sein Umland verschluckt und Henry, der in Afrika ein Vermögen mit Kautschuk macht, immer größere Autos und Häuser kauft. Dass Margaret die Frau eines solchen Mannes werden will, kann Helen kaum fassen. Schließlich liest ihre Schwester als Tochter eines Deutschen und einer Engländerin Shaw und Wedekind, tritt für das Frauenwahlrecht ein und stopft sich im vegetarischen Restaurant vor Lachen ein Taschentuch in den Mund, als ein erster junger Mann Helen Komplimente zur Farbe ihrer Aura macht.

Aber Helen liebt eben auch die Reinheit idealer Werte, während Margaret an die Verschiedenheit einzelner Menschen glaubt und etwas dafür übrighat, zwischen allen Stühlen zu sitzen. Sie ist knapp dreißig, als sie den zwanzig Jahre älteren Henry und seine erste Frau Ruth in Speyer kennenlernt, sie ist die weniger hübsche Schwester, aber die, der Helen den Ehegesegen später mit der Bemerkung erteilt, Margaret sei eine Heldin. „Wenn es jemand schafft, dann du.“

Tatsächlich hat Margaret in der großen Krise ihres Lebens einiges zu tun. Sie nimmt Helen, der Henry die Tür gewiesen hat, weil sie ein uneheliches Kind erwartet, und bringt sie nach Howards End, in das Haus, das einst Ruth Wilcox gehörte und das sie bei ihrem Tod Margaret hinterlassen wollte. Dass es ihr zum Schluss des Romans doch zufällt, ist die einzige Verbindung des Buches, die Margaret nicht selbst hergestellt hat. Denn so müssen Menschen handeln: „Only connect“, sagt Margaret, es kommt darauf an, Verbindungen herzustellen. Nur so werden Teile zum Ganzen.

FLORIAN BALKE

Der Satz der Woche

Schreiben heißt, von einer sehr merkwürdigen Arbeit existieren, von der man nicht verlangen darf, dass die Gesellschaft sie als Beruf, als nützlich und notwendig anerkennt.

Ingeborg Bachmann

Neue Sachbücher

In der populären Echokammer des Wissens mangelt es nicht an Distinktionen

Diesen Chef möchte man auf keinen Fall haben: Sarah Khan interpretiert die Fernsehserie „Dr. House“ als Hommage an den amerikanischen Pragmatismus

Irgendwann einmal muss es möglich gewesen sein, eine Geschichte erzählt zu bekommen und zu glauben, sie sei neu. So mancher Kinobesuch lebt wohl heute noch von der kindlichen Hoffnung, alles sei möglich, bevor der Strahl des Projektorlichts die Leinwand trifft. Solcher Lichtspielmystizismus ist dem Fernsehen eher fremd. Einschalten, hängenbleiben, weiterschauen: allein das Vokabular, mit dem sich Fernsehkonsum beschreibt, macht deutlich, dass ein ganzes Mediensystem schon in vollem Gang ist, ehe noch das erste Zeichen einer neuen Sendung auf dem Bildschirm erscheint. Nicht von ungefähr hat das Fernsehen im Seriellen – also dort, wo Innovation immer als Variation auftritt – seine ehrlichste und kreativste Spielart gefunden. Woche für Woche, Jahr für Jahr schreiten Serien voran, indem sie sich auf sich selbst zurückbeziehen: ein merkwürdiger Fluss des Ansammelns und Vergessens von Vergangenheit.

Serien haben oft „bizarre Folgen“, schreibt Sarah Khan in ihrem ideenprühenden Büchlein zu „Dr. House“. Das gilt vor allem für lang laufende Serien, bei denen das Wort „Folge“ immer in doppelter Bedeutung zu verstehen ist. Aktuell organisiert sich Serien-Folgeschafft vor allem in digitalen Fan-Foren, deren massives Einwirken auf populärkulturelle Entwick-

Hörbücher



In der Kapuzinergruft, in der die Kaiser ruhen, vermodert die alte Welt.

Foto Berthold Steinhilber/laif

Randständigkeit inmitten der Katastrophe

Die Hörspielbearbeitung von Joseph Roths „Kapuzinergruft“ lässt das passgenaue Porträt einer widersprüchlichen Epoche entstehen: Enge, verstaubte Zimmer, die Zeit steht still, alles klingt dumpf.

Joseph Roth ist der große Melancholiker unter den Schriftstellern der zwanziger und dreißiger Jahre. Und auch die Hörspielbearbeitung seines 1938 erschienenen Romans „Die Kapuzinergruft“ vermittelt die träge Traurigkeit einer untergehenden Zeit inmitten der großen Katastrophen des zwanzigsten Jahrhunderts – vor allem über die Musik, die einen unaufdringlich hineinzieht in diese Welt. Komponiert hat sie der österreichische Jazzmusiker Max Nagl. Er lässt Walzer, Militär- und Trauermärsche anklagen oder einladend tänzerische Kaffeehausmusik.

Manchmal arrangiert er filigran aus den einzelnen Instrumenten, aus Klarinette, Saxophon, Geige, Blechbläsern, eine leicht atonale Verstimmtheit, die Brüche markiert. Oder er variiert auf Basis des Haydn-Themas, das erst Österreich, dann Deutschland als Nationalhymne diente, die unheimliche Metamorphose der Zeit, und die Töne erklingen in Moll gewendet oder verjazzt. So entsteht eine kühle, zusammenhängende, fast sachliche Ebene über einer immer wieder beschwingt erzählten Lebenschronologie. Kammernmusikalisches dezent und nicht zu oft dem Text unterlegt, verstärkt diese Klangkulisse die trügerische Atmosphäre einer nur schein-

baren Leichtigkeit, in die sich Bedrohliches mischt.

Im Herzen der Doppelmonarchie, in den Kaffeehäusern Wiens, beginnt die Geschichte um den reichen Franz Ferdinand Trotta. Sein behagliches Leben ändert sich mit dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch des Reichs. Wie viele seiner Kameraden heiratet Trotta eilig, bevor er geht. Doch Elisabeth, die Tochter eines Hutmachers, verändert sich während seiner Abwesenheit. Sie schließt sich einer Kunstgewerberin an, der sie mehr ist als nur rechte Hand. Der hergestellte Schmuck aus wertlosem Material, den sie zu vermarkten versuchen, ist eines der vielen Symbole einer heranziehenden Moderne, die Joseph Roth als



Joseph Roth: „Die Kapuzinergruft“.

Hörspielbearbeitung von Helmut Peschina. Mit Michael Rotschopf, Birgit Doll u. a.

ORF/NDR-Produktion. Speak low Verlag, Berlin 2013. 2 CDs, 110 Min., 16,30 €.

wehmütiger Bekenner alter Werte hier misstrauisch beäugt.

„Meinem Kaiser Otto in ehrwürdiger Erhabenheit gewidmet“ steht auf dem Vorsatzblatt eines Exemplars seines Romans, das Roth an Otto von Habsburg schickte. Und so erzählt er hier wie in vielen seiner anderen Werke eindrücklich vom Herausfallen des Einzelnen aus der Zeit, vom Rückkehrer, der sich nicht mehr eingliedern kann. Die Ehe zerbricht, das Geld wird knapp. Der Zweite Weltkrieg wirft seine Schatten voraus. Und in der Kapuzi-

nergruft, wo die Kaiser ruhen, vermodert die Alte Welt.

Die Sprecher, in der Hauptrolle Michael Rotschopf, überzeugen, manche ragen regelrecht heraus, wie die Schauspieler Birgit Doll als Mutter Trottas mit Charakterstimme – auch im Roman eine einprägsam gezeichnete, starke Figur. Der Regisseur Harald Krewer, der in dem in Berlin ansässigen Verlag „speak low“ feine, eigenständige Projekte mit auf den Weg gebracht hat – etwa eine CD über Ilse Aichinger oder die Schriftstellerin Nelly Sachs –, vermittelt auch hier eine intime Atmosphäre, weniger durch szenische Umsetzung als durch die Musik, die er zur Erzählerin hebt. Und so entsteht das passgenaue Porträt einer widersprüchlichen Epoche, die man förmlich vor sich sieht: enge, verstaubte Zimmer, in denen die Zeit stillsteht und alles dumpf klingt; neue Kleiden, denen die Attitüden würdiger Stammlokalmentalität weichen muss. „Der Tod kreuzte seine knöchernen Hände nicht nur über den Bechern, aus denen wir tranken, sondern auch über die nächtlichen Betten, in denen wir mit Frauen schliefen.“ Sätze wie diese erhalten hier, eingebettet in die Zeit, besonderes Gewicht, ohne in Pathos abzuleiten.

Joseph Roth, der große Romancier und Feuilletonist, der unter anderem für die „Frankfurter Zeitung“ schrieb, sah die Katastrophe voraus und emigrierte. Gebrochen von der Krankheit seiner Frau, unglaublich produktiv, gezeichnet vom Alkohol, starb er 1939 im Pariser Exil im Armenspital. Sein Roman „Die Kapuzinergruft“ erzählt von einem stabileren Heimatlosen, aber von einem wachen Beobachter wie Roth selbst. Im Hörspiel ist diese Randständigkeit inmitten der Katastrophen gut eingefangen, ohne nostalgisch zu klingen.

ANJA HIRSCH

Ich verlange in allem Leben

Im Büchner-Jahr ist das literarische Werk zu hören

Keine Bühnenfigur war je so verhetzt wie Büchners Woyzeck, der durch die Szenen hastet und völlig kopflös auf seine Marie einsticht. Kein Potentat war je so weltfremd vertrottelt wie der böse karikierte König Peter vom Reiche Popo, der sich in „Leonce und Lena“ an sein Volk nur vage durch einige Schnupftuchknoten erinnert. Wenige haben so klar wie Büchners Danton begriffen, dass die Französische Revolution Menschen prägte, nicht umgekehrt, und diese wie Puppen „am Draht“ dirigierte.

Und kaum zuvor hat man in der Literatur das Unglück eines Menschen so hautnah miterlebt wie in der historischen Erzählung „Lenz“. Darin lässt Büchner den Titelhelden aus dem Sturm und Drang programmatisch eine Poetik entwickeln, die seinem eigenen Verständnis von schonungslosem Realismus sehr nahe kommt. Wichtiger als schön oder hässlich sei in Kunstsachen – so Lenz – „das Gefühl, dass Was geschaffen sei, Leben habe“, und sei es auch „das Leben des Geringsten“, bis in die feinsten Andeutungen und mimischen Zuckungen.

„Ich verlange in allem Leben“: Diese Forderung von Lenz alias Büchner ist jetzt in einer großen Hörspieldition überall bestens berücksichtigt. Zu hören sind vier Produktionen aus den Archiven: „Woyzeck“ (1959) und „Dantons Tod“ (1980) wurden vom Rundfunk der DDR aufgezeichnet, „Lenz“ (1955) sowie „Leonce und Lena“ (1952) brachten hingegen Sender aus Bremen, Bayern und Hessen. Gerade der etwas spröde, nüchterne Ton der fünfziger Jahre, der durch alte Aufnahmetechniken sein rostiges Timbre entfaltet, macht den besonderen Charme dieser Hörbücher aus. Schnörkellos, ohne große akustische Effekte kommt hier jene Wirklichkeit zur Geltung, auf deren präzise Darstellung Büchner so großen Wert legt.

„Den 20. ging Lenz durch's Gebirg“ – Gipfel, Bergflächen, Schnee, Täler, Gestein, Felsen, Tannen, Wasser, feuchte Luft, Wolken, Nebel. Fünf knappe Sätze, mehr bedarf es nicht, um den Leser, und nun auch den Hörer, ins Bild zu setzen. Eine gute Stunde später endet der Bericht, eine Art Krankengeschichte, nicht minder lapidar: „sein Dasein war ihm eine notwendige Last. – So lebte er hin.“

Die Texte sind für die Hörspieldfassungen bearbeitet und gekürzt. Gelegentlich kommt es zu größeren Eingriffen, so wird etwa das Kunstgespräch im „Lenz“ gegen jede Chronologie erweitert: Lenz' Forderungen nach den „prosaischsten Menschen“ beantwortet da nicht nur Kaufmann, der Anhänger des Idealismus, sondern auch Pfarrer Oberlin, dem sie ganz nach der Jahrmarktszene aus dem „Woyzeck“ klingen, die er dann munter zitiert. Günther Dockerill, bekannt als Synchronstimme von James Stewart, ist für den Lenz sicher eine ebenso glückliche Besetzung wie der Brecht-Schauspieler Ekkehard Schall – der große Arturo Ui – für den Woyzeck.

Beide sind in den Tonlagen psychischer Überspannung bestens bewandert, ähnlich wie der neurotisch gedehnt intonierende Gerd Martienzen als Leonce. Dieter Mann ist demgegenüber völlig stimmfest, verleiht Robespierre, dem kalten Kopf der Terreur, ein markantes Profil – ebenso wie Günter Zschäkel seinem Gegenspieler Dan-

ton, der in seiner kraftstrotzenden Art beinahe an den Lebemann Gérard Depardieu aus dem Danton-Film Andrzej Wajdas denken lässt.

Eine revolutionäre Grundhaltung, die das Bühnenspektakel prägt, beanspruchte Georg Büchners Familie auch für sich selbst. So urteilt jedenfalls Manfred Büchner, der Urenkel von Georgs Bruder Wilhelm, in einem facettenreichen Familienpanorama. Als dokumentarisches Hörbuch produziert hat es Hans Sarkowicz, Kulturleiter des Hessischen Rundfunks, zusammen mit dem Germanisten Heiner Boehncke und Peter Brunner, dem Kulturbeauftragten in Pfungstadt.

Für die Zeit mehr als erstaunlich sind die hohen Investitionen des Chirurgen Ernst Büchner in die Bildung seiner Kinder. Dass er seine Söhne Georg und Ludwig ebenfalls Medizin, Wilhelm Chemie und Alexander Jura studieren ließ, ist ebenso wenig selbstverständlich wie die schriftstellerische Karriere



Georg Büchner: „Die Hörspieldition“.

Der Hörverlag, München 2013. 5 CD, 318 Min., 24,99 €.

der Tochter Luise, die nicht nur mit ihrem Buch „Die Frauen und ihr Beruf“ aus dem Jahr 1855 für bessere Bildungsmöglichkeiten der weiblichen Bevölkerung kämpfte.

Ernst Büchner also, der uns gerade erst durch seine medizinische Fallgeschichte „Versucher Selbstmord mit Stecknadeln“ (F.A.Z. vom 8. März) bekannter geworden ist, pflanzte die Keime geistiger Ambition und wohl auch kritischen Denkens in seine Kinder. Jedenfalls rügt er den staatlich gesuchten „Verschwörer“ Georg, von dessen politischen und schriftstellerischen Aktivitäten er zunächst nichts wusste, lediglich für sein „unvorsichtiges Verhalten“. Die „48er“ Ludwig und Alexander verteidigte er sogar energisch gegen Vorverurteilungen der Obrigkeit, bis Fakten erwiesen waren. Dieses anregende Hörbuch geht über das schmale Kapitel über Büchners Geschwister in der großen neuen Biographie von Hermann Kurzke (F.A.Z. vom 16. Februar) entschieden hinaus. Man erfährt viel über Georgs engsten Vertrauten, den Chemiker Wilhelm, der in Pfungstadt erstmals den Farbstoff Ultramarin im industriellen Maßstab produzieren konnte.

Ludwig, Nachfolger des Vaters in der ärztlichen Praxis, wird vor allem als früher Herausgeber der Schriften des prominenten Bruders gewürdigt. Und der Jurist Alexander, der später als habilitierter Literaturhistoriker einen Lehrstuhl im französischen Caen übernahm und noch mit einundsiebzig Jahren die junge Industriellentochter Bahlsen in Hannover heiratete, fällt als Schalk auf: In seinen Erinnerungen „Das tolle Jahr“ von 1900 verspotpote er den provinziellen Darmstädter Hof vor der Revolution 1848 als langweiliges „Pensio-nopolis“.

Über die Beamten heißt es da: „Kein neidischer Blick drang in die Sphäre ihres Wirkungskreises. Wenn sie nach drei Jahren Dienst und dreißig Jahren Pensionszeit an Überfütterung starben, so waren sie Opfer ihres schwierigen Berufs geworden.“ ALEXANDER KOŠENINA

Holmes agiert auch Dr. House als Aufklärer in einer „Welt aus Fällen“ (Hans-Otto Hügel). Gemeint ist eine Welt überfließen der Information, deren Ordnung so lange in Frage steht, bis jemand kommt und sinnvolle Beziehungen herstellt. Holmes und sein aktueller Wiedergänger unterscheiden sich allerdings in ihrer Methode – und dieser Unterschied ist grundlegend. Er er-



Sarah Khan: „Dr. House“.

Diaphanes Verlag, Zürich 2013. 112 S., br., 10,- €.

zählt von sozial- und medienhistorischen Transformationen epochaler Art. Wo nämlich die kombinatorische Vernunft eines Sherlock Holmes mit der Lösung jedes neuen Falls den positiven Beweis erbringt, dass die komplexen Verwicklungen der modernen Welt von einem einzigen, wie wohl exzeptionellen Menschenhirn entwirrt werden können, folgt Gregory House laut Khan einer Ausschlussmetho-

de, die erst einmal alle möglichen falschen Erklärungen aus dem Weg räumt. House, der gehetzte Stänkerer, findet keinen Weg aus der Negativität der eigenen Logik. Er ist Meister eines buchstäblich schlechteglaubten Verfahrens, zu dessen Anwendung es längst nicht mehr genügt, einen brillanten Einzelkopf zu besitzen. Stattdessen benötigt House ein Team von Zuarbeitern und Abhängigen. Diese getriebenen Arbeitsgruppenmitglieder sind auch nicht mehr, wie einst Dr. Watson, dankbare Kontrastfolie für den unerreichbaren Intellekt des exzentrischen Genies, sondern werden vom Chef zielstrebig ausgenutzt und gegeneinander ausgespielt.

Wie viele Fernsehserien dieser Tage handelt „Dr. House“ somit von stressigen Arbeitskonstellationen: von der Multiplikation simultaner Anforderungen, von der Verkürzung von Reaktionszeiten, der Instrumentalisierung kontemplativer Reflexionsphasen. Bis zum Exzess vereint die Titelfigur Charakterzüge, die man gern dem neoliberalen Subjekt zuschreibt: Reduktion aller beruflichen Beziehungen auf das Prinzip der Konkurrenz. Kenntnis emotionaler Bindungen nur in käuflicher Form, eine freudlose Freude am Zocken, funktionalistisch-experimentelles Körperverständnis und ein Hang zur Inszenierung von Castingsituationen, in denen Mit-

arbeiter überwacht, auf spezialisierte Fähigkeiten getestet oder auf eine Betriebsphilosophie eingeschworen werden. Die Attraktivität dieser Figur ergibt sich vielleicht weniger aus der Gewöhnung der Zuschauer an eine „Zumutung“, wie Khan mutmaßt, als aus der Schlussfolgerung, dass chronische Missgelauntheit die angebrachte Haltung gegenüber einem solchen Arbeitsalltag darstellt.

Wenn „Dr. House“ also wirklich eine „Hommage an den amerikanischen Pragmatismus“ formuliert, wie Khan vorschlägt, dann weiß dieser Pragmatismus mittlerweile recht gut über die eigene Nähe zum Opportunismus Bescheid. Wobei „Dr. House“ allerdings auch die irrige, nicht minder attraktive Annahme transportiert, solche Attitüde bringe Erfolg. Der Serie gelingt es, Genervt-Sein nicht nur als eine Form heroischer Überlegenheit, sondern als Voraussetzung professioneller Großtaten auszustellen. Khan entgeht nicht, dass der Aufwand, den House und sein Team wöchentlich für einen Einzelfall betreiben, in krassstem Widerspruch zu dem gleichzeitig auf anderen Kanälen und in anderen Sendeformaten geführten Kampf um die Reform des maroden amerikanischen Gesundheitssystems steht.

Überhaupt kommt Khan zu ihren pointiertesten Einsichten, wenn sie die Aus-

tauschbewegungen zwischen unterschiedlichen Sendungen nachzeichnet und dabei etwa zeigt, dass House auch als Antwort auf Präsident Jed Bartlet aus „The West Wing“ auftritt. Noch die abwegigsten Assoziationen eines „populären Wissens“ werden in solchen Pop-Netzwerken angeordnet, wie etwa die Theorie, George W. Bush sei der direkte dramaturgische Nachfolger J. R. Ewings. Wenn das stimmt, schlussfolgert Khan, bereitet „Dr. House“ vielleicht die Präsidentschaftskandidatur von Kal Penn vor, einem ehemaligen Darsteller der Serie, der zum Wahlkampfberater Barack Obamas wurde.

Nach Irrsinn klingt das nur, wenn man die irrsinnige Selbstbezüglichkeit der medialen Echokammer ausklammert, denn tatsächlich kennen wir all diese Charaktere vor allem als wiederkehrende Fernsehfiguren. So passt es auch, dass Khan die Fernsehserien-Reihe des Diaphanes Verlags, in der ihr Buch erscheint, im expliziten Weiterspinnen der Bände zu „The Sopranos“, „The Wire“ und „The West Wing“ selbst wie eine Fortsetzungsgeschichte behandelt – eben weil auch diese Produktionen permanent miteinander kommunizieren. Im Ergebnis gelangt der bislang dichteste und kurzwelligste Beitrag einer verdienstvollen Publikationsreihe.

FRANK KELLETER